Fotos: Marius Leutenegger/Keystone

CHINESEN IN DER SCHWEIZ:

Die Schweiz ist anders – das Essen auch

Wer aus der Schweiz nach China reist, spürt schnell, dass es zwischen den Menschen hier und dort erhebliche Unterschiede gibt, die oft kaum zu fassen sind. Als wie schwierig empfinden es Menschen aus China, bei uns zu leben? Drei Chinesinnen erzählen.

von Marius Leutenegger und Benjamin Gygax

MONATSSERIE Juli

CHINA

1. China verstehen

2. Leben in Peking

3. Religion in China

4. Chinesen in der Schweiz

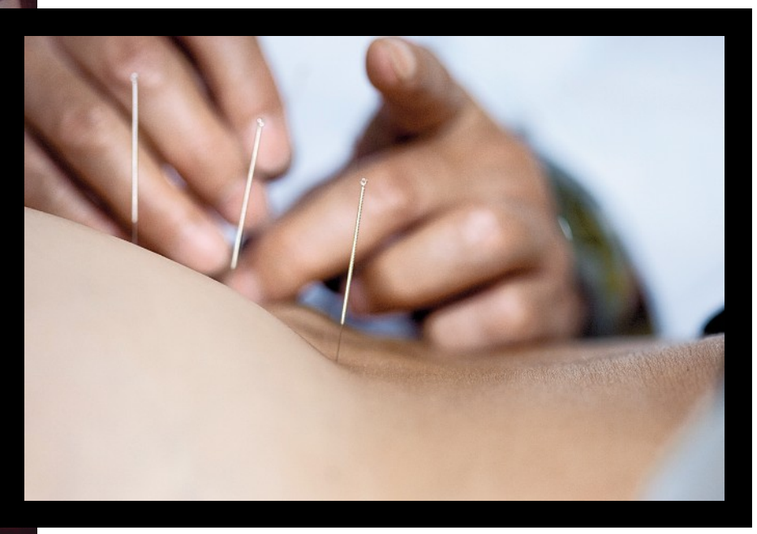
Fotos: Marius Leutenegger/Keystone

Xiao Yong Schaller, Akupunkteurin

«Ich fragte mich, weshalb man hier so hartes Brot isst.»

Xiao Yong wuchs in der Zehn-Millionen-Stadt Chengdu auf, mitten in jener zentralchinesischen Region, die kürzlich von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden ist. Die Schweiz war der heute 42-Jährigen schon ein Begriff, als sie noch ein Kind war: «Ich wusste, dass es in der Schweiz Skifahrer und Berge gibt und hier Uhren hergestellt werden. Die Schweiz galt als schönes Land!»

Dennoch verlor Xiao Yong als junge Frau natürlich keinen Gedanken daran, dereinst einen grossen Teil ihres Lebens in der Schweiz zu verbringen. In ihrer Heimat wollte sie zunächst Medizin studieren, aber die Konkurrenz um die limitierten Ausbildungsplätze sei sehr hart gewesen. Xiao Yong liess sich deshalb zur Ingenieurin ausbilden und arbeitete anschliessend für ein Busunternehmen. Nebenher besuchte sie eine Managementschule für internationalen Handel. Die Dozenten an dieser Schule stammten alle aus Kanada. Durch sie lernte Xiao Yong die ganze Ausländergemeinde von Chengdu kennen, darunter auch einen Schweizer Arzt, der im Universitätsspital chinesische Medizin praktizierte. Die beiden verliebten sich ineinander. Der Arzt musste zwar ein Jahr später in die Schweiz zurück, der Kontakt zu ihm brach aber nie ab: «Er schickte mir jede Woche zwei Briefe.»



Im Juni 1991 reiste Xiao Yong erstmals in die Schweiz, um ihren Freund zu besuchen. Erwartet habe sie nicht viel. «Ich war offen für alles und wollte sehen, wie man hier lebt.» Schon vom Flugzeug aus fiel ihr auf, wie grün und geordnet die Schweiz ist. Ihr Freund holte sie vom Flughafen ab und fuhr mit ihr in die Stadt. «Alles erschien mir so klein und alt», erzählt sie. Noch mehr staunte sie, als ihr ein Frühstück serviert wurde: «Käse! Dunkles Brot! Ich fragte mich, weshalb man hier so hartes Brot isst.» Offenbar liess sie sich von den eigenartigen kulinarischen Vorlieben der Schweizer aber nicht abschrecken – und heiratete ihren Freund.

Mittlerweile hat das Paar, das in Zürich lebt, drei Kinder. Xiao Yong ist inzwischen Akupunkteurin – ausgerechnet in der Schweiz liess sich die Chinesin in chinesischer Medizin ausbilden. «Chinesische Medizin ist eine Erfahrungssache», sagt sie, «und die Praxis habe ich mir während längerer Aufenthalte in China angeeignet.» Dass sie sich in der Schweiz gut assimiliert hat, führt Xiao Yong auf das dichte Beziehungsnetz ihres Mannes zurück, wodurch sie schnell viele Menschen kennenlernte. «Und doch dauerte es lange, bis ich mich hier wirklich zu Hause fühlte», gesteht sie. «Ich erinnere mich noch genau: Etwa zweieinhalb Jahre nach meiner Ankunft fuhr ich mit dem Fahrrad übers Zürcher Bellevue, da machte es plötzlich ‹klick›, und ich hatte erstmals das Gefühl, wirklich angekommen zu sein. Wäre ich zu Fuss hergekommen, hätte ich wohl etwa diese Zeit gebraucht, um in die Schweiz zu gelangen.» Die Seele habe einfach mehr Zeit benötigt, um die Strecke von China in die Schweiz zurückzulegen. «Daran hat auch nichts geändert, dass ich mich in diesem reinen Land von Beginn weg wohl fühlte. Die Menschen nahmen mich gut auf.»

Die Interaktion mit anderen Menschen sei in der Schweiz ohnehin einfacher als in China: «Hier sagt man, was man denkt.» In China seien dafür die Bindungen zur eigenen Familie stärker. Xiao Yong schränkt aber ein, dass sie die beiden Kulturen nicht so gern miteinander vergleiche. «Jede Kultur hat ihre Vor- und Nachteile und ist eigenständig. Heute verstehe ich beide Kulturen gleichermassen – und schätze sie beide.»

Li Zhang, Kalligrafin

Li Zhang steht vor einem grossen Bogen Seidenpapier, beide Beine fest auf dem Boden. Sie atmet ruhig ein, hält kurz inne und setzt dann ihren Bambuspinsel aufs Papier. Die Pinselspitze bewegt sich in feinen, geschwungenen Figuren langsam über die Unterlage und hinterlässt dicke, tiefschwarze Tuschestriche, die sich zu chinesischen Schriftzeichen fügen.

Für Schweizer mag es bereits eine Kunst sein, solche Zeichen überhaupt zu kennen und fehlerfrei zu schreiben, doch die chinesische Kalligrafie ist mehr als nur ein Schönschreibtraining: «Sie ist eine jahrtausendealte Tradition und drückt die chinesische Geschichte, Kultur und Mentalität aus», erklärt Li Zhang. Im Gegensatz zur linearen lateinischen Schrift seien chinesische Schriftzeichen wie ein Gebäude – es müsse in Balance sein. Li Zhang ist überzeugt: «Neigt es sich zu stark nach einer Seite, stürzt es ein.» Kalligrafie ist mit Malerei vergleichbar, verbindet sich aber mit der chinesischen Philosophie von Harmonie und Gesundheit. «Kalligrafie soll nicht nur schön sein, sondern ist auch eine Übung für Körper und Geist – vergleichbar etwa mit Tai-Chi», sagt Li Zhang. Sie trage zur inneren Ausgeglichenheit und Ruhe bei.

Die Kalligrafin zog vor sieben Jahren in die Schweiz. Sie folgte damals ihrem Ehemann, der ebenfalls Chinese ist und wegen seiner Arbeit hierher kam. Sie selbst unterrichtet ihre Kunst an der Sprachschule Dong in Zürich. Darauf angesprochen, ob sie bei ihren Besuchen in China auch etwas aus der Schweiz vermisse, nennt Li Zhang nach einigem Überlegen die Ruhe. Sie sei im dicht bevölkerten China ein seltener Luxus: «China ist viel lauter, hektischer und enger als die Schweiz.» Die Frage, was sie umgekehrt in der Schweiz vermisse, beantwortet Li Zhang schnell: Ihr fehlen das chinesische Essen und ihre Eltern. «Essen und Familie sind in der chinesischen Kultur sehr wichtig», erklärt sie. Zur Begrüssung fragten Chinesen einander zum Beispiel nicht nach dem Befinden, sondern «nǐ chī le ma?» – «Hast du schon gegessen?» Ans Schweizer Essen kann sich Li Zhang jedoch auch nach sieben Jahren nicht so recht gewöhnen. Mindestens einmal pro Tag kocht sie deshalb selbst. Und wenn sie mal unterwegs essen muss? «Es gibt ja auch hier chinesische Restaurants», meint sie mit lautem Lachen. Die seien zwar oft nicht ganz so gut wie jene in China, aber immer noch besser als die westliche Küche.

Im Gegensatz zur Küche lässt sich die Familie allerdings nicht ersetzen. Darum reist Li Zhang wenn möglich jedes Jahr nach China zu ihren Eltern, die sie sehr vermisse. «Vier oder fünf Generationen unter einem Dach», diese Vorstellung einer glücklichen Familie habe sich bis in die Gegenwart gehalten. «Heute haben Chinesen zwar nicht mehr viele Kinder, aber die Familie ist immer noch sehr wichtig.» Sie sei das Fundament der Beziehungen, und Beziehungen seien in China in allen Lebensbelangen sehr wichtig. Hier in der Schweiz sei dagegen alles viel stärker geregelt. «Die Regeln, die Pünktlichkeit … Einerseits macht das alles viel einfacher, manchmal aber erschwert es einem auch das Leben», seufzt Li Zhang.

«Die Familie ist immer noch sehr wichtig»

Fotos: Marius Leutenegger/Keystone

Feng Chen, Wissenschaftlerin

«Ausserhalb der Arbeit haben sich kaum Kontakte ergeben.»

Leserservice

Dieser Beitrag bildet den Abschluss unserer Monatsserie Juli zum Thema China. Falls Sie die Serie sammeln, aber Ihre Hefte unversehrt lassen möchten, können Sie die Artikel auch unter www.catmedien.ch (Menü «Monatsserien») als PDF-Datei herunterladen.

Die ersten 27 Jahre ihres Lebens verbrachte Feng Chen in Peking. Sie studierte Schulmedizin und chinesische Medizin und war anschliessend in der biomedizinischen Forschung tätig. Dann bot sich ihrem damaligen Ehemann die Möglichkeit, als Post-Doktorand an der Universität Zürich zu arbeiten. Feng freute sich darauf, ihn zu begleiten: «Alle Kinder in China haben die Heidi-Trickfilme geschaut – und ich habe diese sehr geliebt!» Drei Monate nach ihrem Mann zog Feng schliesslich nach Zürich. Schnell fand die hochqualifizierte Wissenschaftlerin eine Stelle am gerichtsmedizinischen Institut, wo sie in der Gehirnforschung arbeitete. Trotz dieser guten Ausgangslage sei der Umzug in die Schweiz für sie aber ein Schock gewesen. «Ich fand hier ein Paradies vor, aber ich konnte einfach kein Gefühl dafür entwickeln. Ich hatte ständig den Eindruck, andere Leute beim Leben zu beobachten und überhaupt nicht dazuzugehören. Es war, als schaute ich einen Film.»

Sicherlich habe diese Empfindung auch mit kulturellen Unterschieden zu tun. «Hier darf man nach dem Essen nicht rülpsen, dafür schnäuzen sich die Schweizer auch während des Essens die Nase, was in China undenkbar wäre», erzählt Feng. Doch es waren nicht solche Kleinigkeiten, die es ihr schwierig gemacht haben, sich voll zu integrieren. «Ich hatte grosse Mühe, Zwischentöne zu interpretieren. Auf der persönlichen Ebene erschien es mir manchmal fast unmöglich, die Menschen zu verstehen und zu begreifen», sagt sie. Die Schweizer seien zwar eigentlich immer freundlich, «aber mir gegenüber sind sie eher reserviert. Ausserhalb der Arbeit haben sich kaum Kontakte ergeben.»

Mittlerweile ist Feng geschieden und hat daher mehr Zeit für ihre Arbeit, die sie liebt. Sie kam an der naturwissenschaftlichen Fakultät unter und konnte an der Psychiatrischen Universitätsklinik Aspekte von Alzheimer erforschen. 2003 machte sie ihren Doktor und arbeitet seither bei einem kleinen Unternehmen, das ein Medikament gegen Alzheimer entwickelt. Inzwischen habe sie sich auch etwas besser integrieren können, aber immer wieder beschleiche sie dieses Gefühl, hier nicht richtig zu leben. Vielleicht liege das daran, dass die Menschen in der Schweiz distanzierter miteinander umgehen. «Auf jeden Fall sind die Familienbindungen in China enger als hier», hat sie festgestellt. «Man hilft einander mehr, spricht über alles.» Sie wolle die Schweiz aber nicht kritisieren. «Alles funktioniert hervorragend, alles ist immer gut geflickt, die Menschen sind sympathisch. Aber zur Lebensqualität gehört für mich auch noch etwas anderes.»

Nach längerem Nachhaken nennt Feng einen weiteren Grund dafür, dass sie in der Schweiz nie richtig angekommen ist: ihren rechtlichen Status. Obwohl sie schon seit mehr als zehn Jahren hier lebt, hat sie keine permanente Aufenthaltsbewilligung erhalten. Jedes Jahr muss sie sich erneut darum bemühen, in der Schweiz bleiben zu können - wie viele andere ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch. Diese Situation sei letztlich auch für die Schweiz wenig vorteilhaft. «Sie führt dazu, dass viele gute Leute, die hier für teures Geld ausgebildet worden sind, nach Amerika gehen, weil sie dort keine solchen Probleme haben.» Dass sich die Schweiz so etwas leisten könne, zeige aber, dass ihr erster Eindruck sicher nicht falsch war: «Dieses Land ist ein Paradies!» ■

Kalligrafiert

Grafik: Li Zhang

bedeutet «Menschen».